[s.n.]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **91 (1965)**

Heft 22

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

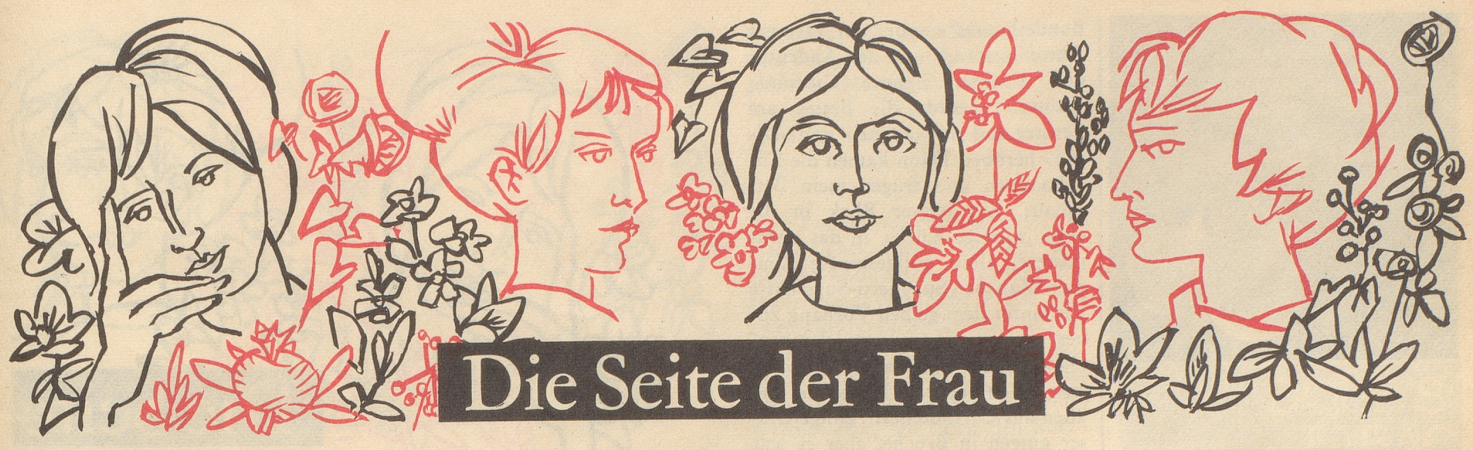
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

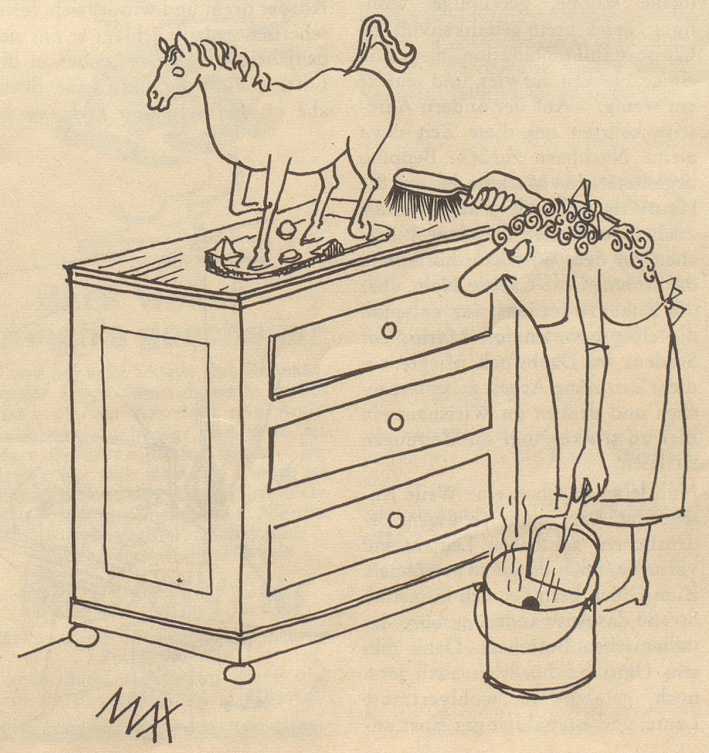
http://www.e-periodica.ch



Die Seite der Frau

«Ehe ohne Liebe»

Da gibt es, wie bereits erwähnt, ein Pfennigblatt, das lebt von der «armen Soraya». (So arm möchte *ich* einmal – aber lassen wir das.)
Und ein anderes nimmt sich dafür ganz speziell ihrer Nachfolgerin, der Farah Diba an. (Was miechen wir eigentlich ohne den iranischen Hof?) Nun, das ist nur gerecht. Vielleicht gibt es diese neue und dicke Post schon lange, aber wir haben sie erst kürzlich entdeckt. Sie lag auf dem Tisch eines kleinen Cafés, das ich eigentlich nur des guten Espressos wegen besucht hatte, aber mir wurde viel mehr geboten. Da lag nämlich dieses wohldokumentierte Blatt, das jemand unbegreiflicherweise hatte liegen lassen, und es trug eine ungeheure Schlagzeile «Farahs Tragödie». Ich war zuerst weiter nicht fasziniert, weil ich dachte, es handle sich um den letzten Attentatsversuch gegen den Schah. Aber es gab noch eine fast ebensofette Erklärungs-Schlagzeile: «Ehe ohne Liebe.»
Und da las ich nun die ergreifende Schilderung des deutschen Kollegen von Farahs schwerem Schicksalsschlag, den sie bis jetzt hinter einem tapferen Lächeln vor der Welt verborgen gehalten habe. Die Schilderung war ein wenig minder toll als die Schlagzeilen, denn man wußte nachher ungefähr soviel wie vorher, aber das ist das Geheimnis des Erfolgs dieser Art Gazetten. Sie könnten es im Grunde bei der Schlagzeile bewenden lassen.
Also, um zum neuentdeckten Schicksalsschlag einer hochgestellten Dame zurückzukehren: sie lebt in einer Ehe ohne Liebe, oder, noch trauriger, mit einseitiger und unerwiderter Liebe, denn Farah liebt den Schah abgöttisch, er sie aber mitnichten.
Unter der zweiten Schlagzeile steht die schlichte Behauptung: «M. H. (ein Mitarbeiter des besagten Blattes) durchleuchtet die heimliche Herzenskrise des persischen Kaiserpaares.»
Der Schah, dieses dauernde Opfer seines Standes, hat die Farah nur geheiratet, weil er Nachkommen haben muß.
«Ich bin nur ein Mann», weint der Kollege im Blättchen, «aber ich kann ermessen, welche Qualen eine Frau in einer derartigen Situation ausstehen muß.»
Die politische Situation, die einigen Grund zur Beunruhigung liefern könnte, erwähnt das Blatt nicht, vielleicht ist sie der Redaktion nicht bekannt, im Gegensatz zur Herzenskrise.
Wie aber hat der Kollege die letztere durchleuchtet?
Er war offenbar nicht in Persien, denn seine Behauptungen beginnen mit «Man sagt ...» oder «Wie man hört». Nehmen wir aber an, er sei wirklich in Iran gewesen. Wie ging das dann weiter? War er zuerst bei der Farah und hat sie gefragt, ob sie glücklich sei, und hat sie darauf geantwortet: «Sie! Sie machen sich keinen Begriff was unsereiner durchmacht!» und hat ihm dann erzählt, wie sie nicht geliebt, sondern nur zum Züchten mißbraucht werde und somit keine gute Stunde habe auf Erden?
Und da *ein* ‹son de cloche› einem gewissenhaften Journalisten nie genügen darf, ist der Herr Kollege dann über den Korridor oder in den obern Stock (oder wie immer sie es sich bei Schahs eingerichtet haben) gegangen und hat dort, wo angeschrieben steht ‹Schah. Privatbureau› angeklopft, ist eingetreten und hat gefragt: «Herr Schah, stimmt es, daß Sie die Farah nur aus Staatsräson geheiratet haben und sie nicht lieben?» Und der Schah hat dann gesagt: «Es stimmt, Herr H.! Farah lebt in einem Goldenen Käfig.» (Denn auf diese aparte Weise äußert sich der Verfasser des traurigen Artikels im Blättchen.)
So muß es seriöserweise zugegangen sein, denn wie anders könnte man eine heimliche Herzenskrise durchleuchten? Und ist eine durchleuchtete Herzenskrise noch heimlich? Und kann man sie eventuell von ferne durchleuchten, all the way from Germany?
Es wundert mich immer weniger, daß ich es nie gewagt habe, die Reporterlaufbahn zu ergreifen. So etwas muß einem gegeben sein, wie unsere Nachbarin immer sagt, wenn sie jedes Jahr die ersten Radieschen im ganzen Quartier hat.
Dagegen wundert es mich (besonders nachdem ich auch den Rest des Pfennigblattes angesehen hatte, wo außer den tollen Schlagzeilen ungefähr gar nichts stand, und wo das, was dastand, nicht der Rede wert war) also: Dagegen wundert mich, daß soviele unserer Landsleute bereit sind, für diese Art der Information und intellektuellen Bereicherung 60 (in Worten sechzig) Santim hinzulegen.
Dies spricht natürlich in erster Linie für Geld- und Geistentwertung in unsern Breiten, aber es ist überdies ein Anzeichen dafür, wie auffallend viele Leute sich langweilen, – die Armen! *Bethli*



Rive gauche – Rive droite

Kleine Elegie auf ein altes Stadtviertel

Nur ein Pariser, sagt Simone de Beauvoir, der einmal Rive gauche gewohnt hat, kann ermessen, was es heißt, plötzlich auf der andern Seite leben zu müssen; man fühlt sich völlig fremd und entwurzelt.
Nun entspricht allerdings der Unterschied an Größe und Berühmtheit zwischen Paris und Bern etwa demjenigen zwischen Madame de Beauvoir und mir, aber eine Rive gauche und eine Rive droite haben wir in Bern auch, und mein Gefühl der Heimatlosigkeit war ähnlicher Art, als ich von meinem ‹kleinen Neapel› nach drüben zog.
So stand ich denn an einem nebligen Herbstmorgen zum letztenmal auf meinem Balkönli im dritten Stock und blickte stumm zur Kuppel des